

„Ich bin eine Künstlerin, die mit ihrer Innenschau arbeitet“

Interview von Katja Andreae mit Stefanie Brehm 2020

Stefanie Brehm beschreibt ihre Arbeit als eine Durchdringung von Materialien. Sie beschäftigt sich mit Formen und Farben und weniger mit politisch aufgeladenen Parolen. Dennoch fließen alltägliche Beobachtungen auf sehr persönliche Weise in ihre Arbeit hinein: in Form von Klang und Bewegung.

Katja Andreae sprach mit ihr über ihren Arbeitsalltag als Künstlerin und dreifache Mutter, ihre Visionen und ihre Hingabe für die Erforschung von Materialien.

Vor Ihrem Studium an der Kunstakademie in München haben Sie eine Ausbildung zur Keramikerin absolviert.

War Ihnen zu diesem Zeitpunkt bereits bewusst, später einmal als Bildende Künstlerin arbeiten zu wollen?

Als ich an der Keramikschule anfang, habe ich zeitgleich überlegt, mich an Kunsthochschulen zu bewerben. Mir erschien es aber sinnvoll, zunächst einmal ein Material grundlegend kennenzulernen, in Form einer Ausbildung, bei der ich fundierte Kenntnisse erlange und das Material handwerklich durchdringe. Die Hingezogenheit zur Kunst ist aber bereits zu Schulzeiten entstanden. Nach meiner Ausbildung war das Kunststudium ein klares Ziel für mich.

Wie hat sich die Auseinandersetzung mit dem Material nach Ihrem Studium entwickelt?

Natürlich wollte ich auch weiterhin großformatig mit Keramik arbeiten, wie ich es in der Kunstakademie getan hatte, und deshalb neue Arbeitsmöglichkeiten finden. Als das erste größere Projekt anlie und ich durch ein Stipendium an das niederländische Keramikzentrum gelangte, entwickelten sich auch meine keramischen Kenntnisse weiter. Man dringt, verglichen mit der allgemeinen Grundausbildung, in sehr viel spezifischere Bereiche vor. Arbeitsmethoden, die einen weniger interessieren fallen automatisch weg und man gelangt schneller dorthin, wo man sich künstlerisch entfalten möchte. Zudem wird man von den, im Zentrum arbeitenden, Keramik-Experten mit sehr viel nützlichem Wissen unterstützt, was ich sehr schätze.

Die Anfertigung Ihrer Arbeiten setzt ein besonderes Setting voraus. Zudem sind Sie Mutter dreier Kinder, was eine zusätzliche Herausforderung darstellt.

Wie gestaltet sich Ihr Arbeitsalltag?

Seitdem ich selbstständig bin und mit meiner Familie auf dem Land lebe, gestaltet sich mein beruflicher Alltag eher blockweise.

Ich nutze ein Atelier in der Nähe unseres Wohnhauses, in dem ich die Polyurethan-Arbeiten herstelle und mich mit Malerei beschäftige. Wenn ich mit Keramik arbeiten möchte, bin ich momentan noch auf externe Plätze und Werkstätten angewiesen, weshalb Residencies sehr wichtig für mich sind.

Empfinden Sie es als belastend, für die Herstellung Ihrer Keramiken einen anderen Ort aufsuchen zu müssen?

Nein, ich verlasse gerne mal das Haus, um mir ein neues Mindset zuzulegen. Langfristig plane ich aber, eine eigene Keramikwerkstatt aufzubauen. Das erleichtert mir einerseits das kontinuierliche Arbeiten, andererseits finde ich die Vorstellung schön, dass auch meine Kinder in die Keramik eintauchen können. In klassischen Büros sind Kinder eher unerwünscht, in Ateliers können sie ab und zu auch dabei sein.

Das klingt dennoch nach einem Balanceakt zwischen Arbeit und Familie.

Das ist es auf jeden Fall. Das Mutterdasein hat mich beruflich aber immer eher unterstützt, als total gegen mich zu arbeiten. Für mich sind das zwei Aufgabenfelder, die Hand in Hand gehen. Als die Kinder noch sehr klein waren, blieben mir täglich oft nur zwei oder drei Stunden für meine Arbeit. Dadurch hat sich der Arbeitsprozess aber sehr viel effizienter gestaltet. Ich wusste, dass in der knappen Zeit etwas passieren muss. Oft blockiert Zeitdruck einen Künstler, bei mir hat es aber immer dazu geführt, dass ich nicht anders konnte, als zum Punkt kommen zu müssen. Ich habe in kürzerer Zeit deutlich mehr geschafft, als in langen Arbeitsperioden. Entscheidungen, in Hinblick auf Farben und Formen, mussten viel schneller getroffen werden und deswegen waren sie sehr viel intuitiver. Manchmal komme ich durch das lange Überlegen weg von dem, was ich ursprünglich gespürt habe. Der Zeitdruck befeuert meine Arbeit also in gewisser Weise.

Sie werden dieses Jahr ein Artist-in-Residence Stipendium in Prösitz bei Leipzig antreten, das sich speziell an Künstlerinnen wendet, die zugleich Mütter sind. Haben Sie den Eindruck die Kunst wird dahingehend aktiver, oder ist das Engagement noch ausbaufähig?

Das Künstlergut Prösitz ist das einzige mir bisher bekannte Projekt, das so intensiv durch ein Kinderbetreuungsprogramm auf Künstlerinnen mit Kindern eingeht. Von daher würde ich schon sagen, dass derartige Initiativen ausbaufähig sind. Viele Residencies haben leider kein Interesse, ihren Fokus darauf zu legen.

Es ist aber auch ein zweiseitiges Schwert, denke ich. Die Kinder müssen bereit sein, ihr gewohntes Umfeld für eine längere Zeit zu verlassen und die Künstlerin steht unter einem großen mentalen Druck. Ich habe aber gehört, dass Residencies in Planung sind, in deren Rahmen Stipendien zu Hause gewährt werden. Den Künstlerinnen wird ein vollumfängliches Mentorenprogramm zur Seite gestellt, sie können aber weiterhin von zu Hause aus arbeiten und die Infrastruktur nutzen, die bereits vorhanden ist. Das wäre für mich auch ein denkbarer Lösungsansatz. Als Künstlerin kann man sich mit Kindern nicht immer spontan wegbewegen.

Ihre Arbeit besticht immerzu durch Materialität und Plastik. Dabei gehen Ihre Keramiken eine Verbindung mit Polyurethan ein – ein eher ungewöhnlicher Materialmix. Wie lassen sich diese Werkstoffe in Analogie bringen?

Seit meiner Ausbildung ist Keramik eines meiner großen Standbeine. Die Kunstakademie und ihre vielen Werkstätten haben es mir aber auch ermöglicht, andere Materialien auszuprobieren.

Warum ich so sehr von Kunststoff angezogen bin, liegt wohl daran, dass das Material unser Leben so stark durchdringt. Kunststoff ist allgegenwärtig und hat eine Oberfläche und Erscheinung, die oft sehr anziehend wirkt. Man kann eine unglaubliche Farbkraft in das Material bringen. Der natürliche Glanz des Kunststoffs unterstützt zudem die Leuchtkraft der Farben. Die Farbpalette beim Kunststoff ist sehr viel größer und schriller, Neon-Töne kommen zum Beispiel perfekt zur Geltung. Das gibt es so in der Keramik nicht, wobei ich mich auch dort von traditionellen Farbtönen wie Blau, Grau, Braun und Ocker löse oder sie mit weiteren Farben neu kombiniere. Der Einsatz der Sprühpistole in einem malerischen Sinn ist ebenso untypisch für Keramik. Ich gehe also eher unkonventionell an die Bearbeitung meiner Materialien heran. Auch wenn Kunststoff ein viel moderneres Material als Keramik ist, das sehr archaisch anmutet, weisen beide eine Ähnlichkeit in ihrer Oberflächenerscheinung auf.

Mit dem Material Glas planen Sie eine Weiterentwicklung Ihrer Arbeit. Woher kam der Impuls zu diesem Werkstoff?

Glas und Keramik hängen von vornherein eng miteinander zusammen, da die Glasur nichts anderes ist als Glas. Ich finde es spannend, die Außenhaut der Keramik mal abzulösen und für sich stehen zu lassen. Und auch die Polyurethane haben ein bisschen den Anschein von Glas. Oft halten Betrachter den Kunststoff fälschlicherweise für Glas. Das alleine hat mich schon dazu gebracht darüber nachzudenken mit dem Material zu arbeiten. Allerdings soll das Glas kein Ersatz für die Polyurethane sein, sondern ein Ausbau meiner Werkstoffe. Ich kann mir ohnehin gut vorstellen, die Material-Palette in Zukunft zu erweitern, da bin ich ganz offen. Worauf ich stets den Fokus lege, sind Formen und Farben, die den Werkstoff individuell durchdringen.

Farben spielen eine „Hauptrolle“ in Ihrer Arbeit, wie Sie selber sagen. Nehmen diese eine bestimmte Rolle ein, sind sie ausperfektioniert, ein Zufallsprodukt oder reine Intuition?

Ich sehe Farben als Partikel, die etwas transportieren und eine eigene Schwingung besitzen, daher arbeite ich sehr intuitiv mit ihnen. Wenn ich mich einer Säule widme, versuche ich erst einmal zu spüren, wie hoch diese ist und wie sie sich anfühlt, vor allem was ihr Volumen betrifft. Dann versuche ich herauszufinden, welche Farbigkeit sie haben will – etwas Kleinteiliges oder doch etwas Großflächiges. So gehe ich meistens erstmal an den Prozess heran. Dann erst entscheide ich mich für ein konkretes Farbzusammenspiel, das ich für die Säule oder das nächste Polystück passend finde. Wie und in welchen Mengen ich die Farben dann verteile oder mit welcher Bewegung ich beim Farbauftrag vorgehe, erfolgt immer in kleinen Schritten. Ich nehme die Farbe und überlege mir, wie weit sie sich erstrecken oder wie groß der Schwung ausfallen soll und dann passiert es einfach.

Nun birgt der Einsatz von Farbe auch ein gewisses Risiko. Wie viele Versuche hat man beim Auftragen?

Es gibt diese One-Shot-Momente, bis zu einem gewissen Grad kann man aber immer noch reagieren. Ich kann nicht hundert Lagen übereinander sprühen, dann würde die Glasur einfach ablaufen, aber gewisse Vorgänge kann ich auch wieder eindämmen. Wenn ich merke, dass ich einen Punkt überschritten habe, dann wird unmittelbar darauf reagiert. Und so funktioniert eigentlich dieses Spiel, bis ich das Gefühl habe jetzt ist die Sache rund.

Aktuell entsteht der Eindruck, dass Künstler*innen ihre Werke zwanghaft mit politischen Botschaften aufzuladen versuchen. Sie scheinen sich gänzlich frei davon zu machen. Wie lässt sich Ihr Werk inhaltlich einordnen?

Ich bleibe in meiner Arbeit bewusst deutungsoffen. Das heißt aber nicht, dass ich ein unpolitischer Mensch bin, im Gegenteil. Ich setze mich sehr intensiv damit auseinander, was in der Welt passiert, spüre aber nicht den Drang, das Geschehene in irgendeiner Weise plakativ zu transportieren. Ich setze darauf, dass der Betrachter etwas von mir spürt, indem er meine Werke anschaut. Natürlich kann er nicht ablesen, was ich über dieses oder jenes Ereignis denke, aber vielleicht erkennt er eine gewisse Grundstimmung oder eine Haltung, die ich zum Ausdruck bringen möchte. Ich will nicht krampfhaft von außen etwas hineininterpretieren, ich bin eine Künstlerin, die mit ihrer Innenschau arbeitet. Vielleicht zeigt sich das auch in der Zentriertheit meiner Arbeiten, der Konzentration von Masse und Formen.

Mir ist es wichtig, innerhalb der Komplexität an Informationen und Botschaften, immer wieder eine gewisse Harmonie herzustellen und mich nicht aus der Ruhe bringen zu lassen. Entscheidend ist doch, wie ich die Welt positiv beeinflussen oder überhaupt beeinflussen kann und weniger was alle anderen machen und tun.

Das ist eine erfrischende Herangehensweise. Wie äußert sich dieses Credo in Ihrer Arbeit?

Indem ich die negativen Dinge nicht die ganze Zeit beim Namen nenne. Ich bin mir aller ernstzunehmenden Themen bewusst, zum Beispiel wie wir in alle möglichen Richtungen des Daseins manipuliert werden. Und gleichzeitig weiß ich, dass ich die Dinge nur positiv mitverändern kann, wenn ich eine neue Vision aufbaue und nicht ausschließlich das alte System auf den Prüfstand stelle. Neue Visionen bedeuten für mich dabei immer positive Visionen und keine Horror-Szenarien, die ich visualisiere oder entwickle. Deswegen wirken meine Arbeiten vielleicht auch immer fröhlich und haben eine positive Ausstrahlung. Farbe hat ja immer etwas Positives an sich. Meine Arbeiten sollen über den Status Quo oder die aktuellen Geschehnisse hinauswachsen und den Menschen, die damit in Resonanz gehen, Alternativen bieten.

Als Betrachter*in fragt man sich immerzu woraus Künstler*innen ihre Inspiration schöpfen. Ist das ein fortlaufender Prozess bei Ihnen oder gibt es tatsächlich Momente, in denen Sie eine Art Eingebung haben und diese in Ihr Werk transportieren?

Inspirationen schöpfe ich kontinuierlich aus allem, was ich wahrnehme. Egal, ob auf den Straßen oder in der Natur, was zum Beispiel die Farbigekeit betrifft. Es ist aber nicht so, dass ich bewusst nach Farben suche. Vielmehr habe ich einen inneren Klang an Farben, der mir gefällt. Dieser Klang wechselt von Tag zu Tag und wird dann gespielt, wenn ich vor meinen Arbeiten stehe.

Auch genieße ich es ganz alleine im Atelier zu sein, weil ich mich gerne mit Musik oder meinem eigenen Gesang in eine gewisse Vibration oder Stimmung versetze. Dazu gehört auch Tanz. Tanz und Gesang sind zwei Komponenten, die ganz oft meinen Arbeiten vorausgehen.

Eine schöne Vorstellung, Sie durch das Atelier tanzen zu sehen.

Ja, die Einstimmung meines Körpers ist zu einem Ritual geworden. Das muss auch nicht nur Tanz sein, das können auch körperliche Übungen sein, bei denen ich mich selber so gut spüre, dass ich Lust bekomme, sie auf Farbe und das Medium, mit dem ich gerade arbeite, zu übertragen. Die besten Ideen kommen, wenn ich mich leicht und beschwingt fühle. Die Befreiung vom verkopften Lösungsfinden hin zu Körperbewegungen und Schwingung, die dann in Formen und Farben zum Ausdruck kommen, ist magisch.